

licher Ursprung als Ursprung virulent bleibe und so für das theologische Denken allezeit der Impuls sei, der vor der Erstarrung im System bewahrt“ (17). Das Konzil, auf dem vieles in Bewegung gekommen ist, bedarf der Besinnung auf die Bibel und die nachkonziliare Arbeit wird ihrer nicht weniger entbehren können. „Wer die Bibel als Schrift verstehen will, muß ein Dreifaches sehen: daß sie Zeugnis menschlicher Sprache, Zeugnis einer bestimmten geschichtlichen Epoche und Zeugnis religiösen Glaubensbewußtseins ist“ (19). Der Verfasser führt ein: in die mythologische Symbolsprache der Bibel, in die Bezeugungen des Glaubens durch die Evangelien, durch die Prophetie (Joh, Apk), durch die Geschichte also (Apg), ihre Deutung und Durchdringung (Briefe des Paulus), in den Schlüsselbegriff der Bibel: das Reich Gottes (Seligpreisungen). Das Buch ist eine kleine, praktische Hermeneutik für den modernen Bibelleser, geschrieben für alle, die das Neue Testament mit Gewinn und Freude und ohne Ängstlichkeit lesen wollen.

INGO HERMANN, *Das Experiment mit dem Glauben*. Ein bibeltheologischer Gesprächsbeitrag. (118.) Patmos-Verlag, Düsseldorf 1963. Leinen DM 10.80.

Die „Analysis fidei“, welche die Grundbestimmtheiten der Glaubenswahrheiten und die Genesis des Glaubensaktes ins Auge faßt, gehört zu den schwierigsten Problemen der Philosophie, Psychologie und Theologie. Jeder Seelsorger kann Menschen begegnen, die ihm sagen: „Ich kann nicht glauben.“ Was ist aus der Bibel über den Glaubensakt zu entnehmen? Der Autor weiß die Schätze zu heben. Was da gesagt wird, hat für das persönliche Glaubensleben, für die Katechese und Predigt, für die Führung von Konvertiten zweifellos große Bedeutung; es geht im christlichen Glauben nicht bloß um das „Fürwahrhalten der geoffenbarten Wahrheiten“, sondern um viel mehr. „Das bloße Fürwahrhalten ist kein Glaube im Sinne der christlichen πίστις“ (73). „πίστις setzt den Vertrauensglauben (als gelebtes Vertrauenverhältnis) voraus, und zwar derart, daß der Vertrauensglaube das umgreifende bleibt (also nicht eine Vorbedingung ist, die dann überholt wäre)“ (73). Glaube und Bekhrung hängen zusammen. Der Verfasser kann schreiben: „Wer also nicht glauben kann, der soll lieben – dann macht er Erfahrungen, die ihn zum Glauben führen. Die Hingabe an den anderen schließt die Hingabe an Gott ein“ (97).

WOLF E. (Herausgeber), *Verkündigung und Forschung*. Theologischer Jahresbericht 1960/62. (148.) Chr.-Kaiser-Verlag, Lief. 1-2, DM 5.80.

Jährlich erscheinen auf theologischem Gebiet eine Menge von Büchern. Auch für Spezialisten ist es schwierig, die gesamte Literatur auf ihrem Gebiet zu kennen. Die üblichen Bücherbesprechungen in den meisten Zeitschriften leiden unter der Fülle des „Angebots“. Darum greift man gern zu einem Literaturbericht, wie ihn das

vorliegende Heft bietet. Es ist der Religionsgeschichte, dem Alten und Neuen Testament und der systematischen Theologie gewidmet. Die Besprechungen sind nicht allein unter die vier Titel eingeordnet, sondern auch innerhalb dieser zusammengefaßt. Unter „AT“ (28-77) finden sich zum Beispiel folgende Titel: Umstrittene Bibel, Alttestamentliche Monographien, Überlieferungsgeschichtliche Forschung, Zur Traditionsgeschichte und Theologie des Alten Testaments, Qumran, Judaica. Unter den Mitarbeitern finden sich die Namen angesehener Fachgelehrter. Durch die Zusammenfassung unter einheitliche Gesichtspunkte gelingt es, Werke miteinander in Beziehung zu setzen und zu vergleichen. Das Wort „Catholica non leguntur“ gilt in der Sammlung der Besprechungen nicht; über die beiden Aufsatzbände von P. Benoit „Le Exegese et Theologie“ berichtet E. Käsemann; er schreibt von der Formgeschichte: „Ihr hermeneutisches Gewicht liegt darin, daß sie erstens methodisch über den Text in dessen Werden und in mündliche Tradition zurückfragen läßt – welche außerordentlichen Chancen gerade für den Katholiken! – und zweitens dabei weniger „die erforderliche“ und die verkündigende Gemeinde entdeckt – welche Chance für einen Protestantismus, welcher noch um das allgemeine Priestertum aller Gläubigen weiß!“ (79 f.). Weil das Heft eine Fülle von aktuellen Fragen erschließt, an deren Lösung die Gelehrten forschen, regt es auch die Verkündigung reichlich an.

GAECHTER PAUL, *Das Matthäusevangelium*. Ein Kommentar. (978.) Tyrolia-Verlag, Innsbruck 1964. Leinen S 390.-, DM/sfr 65.-.

Der bekannte Exeget der Universität Innsbruck krönt mit diesem Werk seine langjährige Lehrtätigkeit. Der stattliche Band, vornehm ausgestattet, sauber und vorzüglich leserlich gedruckt, will einem weiteren Kreis akademisch gebildeter Leser dienen.

Der *Aufbau des Evangeliums* wird nach H. Clad der (Unsere Evangelien, Freiburg 1919) gegeben. Das Gerüst bilden fünf „Unterweisungsreden“; zu ihnen gehören Erzählungsreihen. Anfang und Schluß bilden Erzählungen ohne Spruchreihen (Kindheits-, Leidens- und Auferstehungsgeschichte); das Evangelium hat sieben Teile, die chiastisch geordnet sind. Das kunstvolle Gefüge des Ganzens setzt sich bis in die einzelnen Teile und Sprüche fort. Der griechische Text läßt die rhythmischen und strophischen Gebilde noch durchblicken; Gaechter gibt die kunstvolle Form auch im Druck wieder, soweit er sie noch als erhalten beurteilt. Wenn der Text nicht mehr solche Struktur aufweist, wird er als sekundär beurteilt, manchmal durch Konjektur wieder hergestellt. Manche Konjekturen scheinen willkürlich zu sein (zum Beispiel 25, 35-45). Vieles ist gesehen, was auch der Exegese dient. Manches wird nicht gesehen oder verkannt (vgl. zu 11, 1; 12, 50 oder 18, 1-35 in meinem „Kleinen Kommentar zum Matthäusevangelium, Stuttgart

1963). Das Matthäus-Vaterunser wird trotz seines Strophenaufbaues gegenüber der Lukasform als sekundär beurteilt. Die Erkenntnis der rhythmischen Struktur des Evangeliums scheint trotz mancher Einwände zum Besten zu zählen, was der Kommentar bietet. Das Urteil, daß Matthäus ein „ausgesprochener Freund der Ordnung“ ist, erscheint gerechtfertigt. Was Papias von dem „hebraeli dialecto“ (in „semitischem Stil“) geschrieben hat, ist bestätigt. In den kritischen Fragen macht sich der Autor die Sache nicht leicht. Im allgemeinen wird der *Text* des „Merk“ zugrundegelegt, aber nicht kritiklos übernommen. Für 1, 16 wird als Urform die Lesart des Codex syrosinaiticus als ursprünglich angenommen: „Joseph, dem verlobt war die Jungfrau Maria, zeugte Jesus.“ „Er zeugte“ sei aus dem Register übernommen; Jesu Stellung zu Joseph konnte nicht anders registriert werden (30). In der *literar-kritischen* Frage geht der Verfasser seine eigenen Wege; die synoptischen Evangelien sind im wesentlichen Parallelerscheinungen, ohne voneinander abzuhängen (18). Der griechische Matthäus ist die Übersetzung aus dem hebräischen (sic!) Original. Auf Grund vieler Kleinarbeit hält G. unseren griechischen Matthäus für ein sehr komplexes Gebilde. Den Grundstock bildet die Übersetzung des hebräischen Ur-Matthäus (sein Verfasser ist Matthäus, einer aus den Zwölf, ein Gebildeter mit hoher künstlerischer Darstellungsart). Der Übersetzer ist ein hellenistischer Judenchrist, des Hebräischen, wenn auch nicht vollkommen, mächtig, aber ohne Empfinden für die hebräische literarische Kunstform. Aber nicht dieser Mann hat die wohlgeordneten Spruchsammlungen, wie sie für den Ur-Matthäus festgesetzt werden, durcheinandergebracht, sondern sich mit einem bereits vorgebildeten griechischen Traditionsmaterial begnügen müssen, dessen Veränderungen durch die Begrenztheit des Gedächtnisses veranlaßt waren. Der Übersetzer hat wohlgeordnetes Hebräisch durch wenig geordnetes Griechisch ersetzt, weil er besonders den überlieferten Redestoff durch stichwortmäßige Anreicherungen vermehren wollte, die ihm durch geläufige griechische Tradition zuflossen. So wurde der Übersetzer des Matthäus gleichzeitig zu seinem Bearbeiter. In den Erzählungspartien verrät er sich wenig (20). In der *Traditionsgeschichte* – auch der Worte Jesu – zeigt sich G. manchmal mehr als beherzt und nicht frei von unbewiesenen Behauptungen. Zum Beispiel ist 5, 34: „Ich aber sage euch... überhaupt nicht schwören“ (so G.), nicht erst überlieferte Form; vielmehr macht sie den Eindruck einer kurzen Zusammenfassung in indirekter Rede (184). 5, 34b–35 ist schon in den hebräischen Matthäus eingefügt worden; denn die Form verrät „rabbinische Kasuistik, wie sie der Redeweise Jesu gar nicht gleicht“; die Verse werden zwar auf Jesus zurückgehen, aber durch einen rabbinisch orientierten Christen an Stelle des Wortlautes der Antithese Jesu aufgenommen worden sein; denn Jesus konnte nicht immer kasuistischen Fragen ausweichen (vgl.

18, 21) (185). Die Unzuchs-(Ehebruchs-)klausel (5, 32) wird Jesus abgesprochen, weil sie juristisch-kasuistischer Natur ist, Jesus aber nirgends Rechtsentscheidungen gegeben hat. Sie ist ein Zusatz wie 19, 9, eingetragen in das hebräische Matthäusevangelium. „Der Urheber der Klausel mag sie im Zusammenhang mit den Erörterungen auf dem Apostelkonzil (Apg 15, 20–29) in Mt eingetragen haben.“ 11, 11b („der Kleinste im Himmelreich ist größer als er“) wird als „theologischer Satz der Urkirche“ betrachtet (365). 11, 27 ist aus 28, 16 abgeleitet; dieses Wort stammt vom Auferstandenen. Die Traditionsgeschichte, die mit Abhängigkeit von geschriebenen Quellen arbeitet, baut, wenngleich auch hier vieles problematisch bleibt, doch auf festerem Boden als die „Traditionsgeschichte“, mit der G. arbeitet.

Die *Auslegung* bemüht sich vor allem die Gestalt Jesu nachzuzeichnen. „Der Kommentar wurde zu einem Buch über Jesus“ (ZKT 221). Besondere Aufmerksamkeit wird dem Kulturmilieu der Tage Jesu gewidmet. Das zeigt die ausgiebige Zitation der Autoren, die sich mit dem Judentum beschäftigen (Dalman, Schlatter, Billerbeck, J. Jeremias). In der Exegese werden oft eigene Wege gegangen. Manche Auslegung erscheint doch sehr fraglich: zum Beispiel sollen die „Armen im Geist“ jene Darbenden sein, die ihre materielle Not als eine Fügung Gottes betrachten (147); die hungrigen und dürstenden nach (G.: „aus“) Gerechtigkeit jene, die ihr hartes Los des Hungerns im Gehorsam gegen die Fügung Gottes tragen (Mt 5, 3 ff.). Die Verheißung 16, 18 f. gilt nicht Petrus allein, sondern dem Zwölferkolleg, das heißt, ihm in Verbindung mit den übrigen der Zwölf. Ihm kam in eigenartiger, also vollkommener Weise zu, was allen aus den Zwölf gemeinsam verliehen wurde (529). „Menschensohn“ wird übersetzt mit: „Er, dieser Mensch“; da sich Jesus beharrlich als solchen bezeichnet, hätte die Umgebung merken müssen, daß es mit seinem Menschsein eine besondere Bewandtnis habe; jedenfalls dürfe dies als die Absicht Jesu angenommen werden (274).

Obwohl der Kommentar die Kompositionarbeit der Tradition würdigt und manchmal sehr radikal die geschichtliche Einordnung der Elemente im Leben Jesu behandelt, zeigt er weithin die Tendenz, das Evangelium *wie ein Leben Jesu* zu behandeln, die einzelnen Stellen untereinander und die Parallelen aus Markus, Lukas und Johannes zu harmonisieren, mit psychologischen Erklärungen Lücken aufzufüllen und „Widersprüche“ zu lösen. Einige Beispiele: Die Heilung des Sklaven des Centurio (8, 5–13) ist nicht identisch mit Johannes 4, 46 ff.; Lukas wie Matthäus verkürzen. Mt spricht von zwei Besessenen (8, 28) und zwei Blinden (20, 30), während Markus und Lukas nur von je einem zu erzählen wissen. Im ersten Fall erfährt man, daß als das unbekönte Konkrete die Zweiheit das Ursprüngliche sei und die mündliche Tradition fast zwangsläufig sie auf „einen“ reduzieren mußte (280). Im anderen Fall soll die mündliche Tradition „wohl vergessen haben“, daß

ein zweiter vorhanden war, da Mt gute Kenntnis gehabt hat. 9, 27 ff. und 20, 29 ff. (Heilung zweier Blinder) sprechen vom gleichen Ereignis (304). Die Differenzen zwischen Lk einerseits und Mt/Mk andererseits werden so gelöst, daß Mt/Mk die historische Situation angeben, Lk sich von literarischen Gewohnheiten leiten läßt (653). In 21, 7 berichtet Mt richtig gegen Mk/Lk, daß mit dem Füllen der Eselin auch das Muttertier mitgeführt wurde, sonst hätte es sich nicht die Gewänder auflegen lassen (657). Situationen werden gezeichnet und psychologische Vorgänge geschildert (vgl. etwa zu 8, 14; 14, 13), aber kann mehr als Mutmaßliches dadurch erreicht werden („vielleicht“)? Gerade in einem Kommentar zum Matthäusevangelium nimmt sich dies sonderbar aus, weil offensichtlich Mt wegen seines theologischen Interesses an solchen Schilderungen kein Interesse hatte, nicht einmal dort, wo ihm ausführliche Quellen zur Verfügung gestanden wären.

Bei aller Bewunderung für die große Arbeit, die hinter diesem Kommentar steckt, und für die Fülle des herangezogenen Materials mag es erlaubt sein, einige Bedenken bzw. Wünsche anzumerken. Der Kommentar berücksichtigt nicht hinreichend den *kerygmatischen* Charakter, der zunächst die Gemeinde ins Auge faßt, an die das Evangelium gerichtet ist. Der heilige Schriftsteller wählt aus reichem Überlieferungsstoff aus, anderes faßt er zusammen, anderes erklärt er nach dem Stand der Gemeinde (Instructio der Bibelkommission). Das Evangelium hat zunächst den „Sitz im Leben“ der Kirche des Mt; er muß in der Auslegung zuerst berücksichtigt werden; das Evangelium darf nicht so ausgelegt werden, als ob es nur einen Sitz im Leben Jesu hätte. Über Mt 18, 1-35 heißt es zum Beispiel: „Die Aussprüche Jesu sind an die Jünger gerichtet (V. 1 f.) oder doch auf sie angewendet (V. 10-14). Sie ergeben alles andere eher als eine „Gemeindeordnung“ wie man die V. 1-20 genannt hat“ (586). Der Ausdruck „Gemeindeordnung“ mag vielleicht nicht glücklich sein, aber daß es in diesem Abschnitt um Aussagen geht, die zunächst für die Kirche des Mt bestimmt sind, kann schwerlich bestritten werden. Es handelt sich also nicht bloß um „eine tiefere Einführung in den allem menschlichen Denken so fremdartigen Geist des Himmelreiches auf Erden“ (587).

Gaechter ist sich bewußt, daß der Eigenwert des Mt im *theologischen Gehalt* sowohl der Perikopen im einzelnen wie in ihrer Zusammenordnung liegt. Dieses Spezifische der Theologie des Mt herauszuarbeiten wird als das Ziel des Kommentars hingestellt. Der Verfasser gibt auch jeweils am Schluß größere Kompositionen, theologische Zusammenfassungen und Durchblicke (zum Beispiel nach der Bergpredigt oder nach dem Wunderzyklus), aber diese genügen nicht, um das zum Bewußtsein zu bringen, was die Mt-Theologie an Problemen hat und wie sie diese löst (Kirche, Christologie!). Die neuen Arbeiten zu Mt haben Beträchtliches davon ans Licht gebracht.

Der Kommentar richtet sich nicht nur an Fachleute, sondern auch an gebildete Laien und Priester. Schon darum erscheint es als notwendig, den *Stand der Forschung* in den diskutierten Fragen wenigstens in Anmerkungen (oder besser Exkursen) anzugeben. Gerade in einem Werk, das zugestandenerweise mit „Bockbeinigkeit“ sehr eigene Wege geht, ist dies um so nötiger. Wie sollen sonst etwa Seelsorger oder Laien zuretkommen? Der Kommentar ist auch vom Verfasser nicht als vollkommene Arbeit angesehen worden; er hofft, daß er die Arbeit an Mt aktiviert. Wenn sein Kommentar Bahnbrecher ist, dann ist er auch Weg zur Vollendung. Wer vermag schon alle Tiefen eines Buches zu ergründen, wie es das Matthäusevangelium ist?

MUSSNER FRANZ, *Der Jakobusbrief*. (Herders Theologischer Kommentar zum Neuen Testamente. XIII/1.) (XXIX und 238.) Verlag Herder, Freiburg i. Br. 1964. Leinen DM 31.50.

An Herders Theologischem Kommentar zum Neuen Testamente wird noch gearbeitet! Zwischen dem Erscheinen des 1. Bandes (R. Schnakenburg, Die Johannesbriefe) und dieses 3. Bandes sind zwar schon zehn Jahre verflossen, aber das Werk, das für die Erneuerung der biblischen Arbeit dringend notwendig ist, wurde nicht begraben. So bleibt die Hoffnung, daß besonders die großen Schriften des Neuen Testamentes – nichts ist dringender nötig als Kommentare zu den Evangelien – in absehbarer Zeit erscheinen werden. Vorliegende Arbeit erfüllt die Hoffnungen, die auf das neue Kommentarwerk gesetzt werden.

Texte und Literatur füllen 10 Seiten. Die Einleitungsfragen werden ausführlich behandelt (1-59). Es darf mit der Verfasserschaft des Herrenbruders gerechnet werden. Vielleicht stammt das sprachliche und stilistische Kleid des Briefes von einem griechisch sprechenden Mitarbeiter (8). Die Adressaten sind jüdenchristliche Gemeinden, die in Syrien und höchstens noch in den unmittelbar anschließenden nördlichen und nordwestlichen Gebieten leben (11). Der Verfasser des Briefes sieht, wie das Christentum in Streitigkeiten zerredet wird, der Geist der Welt in die Gemeinden eindringt, das Ideal der „Armenfrömmigkeit“ verloren zu gehen droht, der Glaube auf Grund falsch verstandener paulinischer Verkündigung rein intellektualistisch-formalistisch aufgeweicht wird und im Alltag keine Früchte bringt und die eschatologische Haltung weiter verloren zu gehen scheint. Dagegen drängt Jakobus auf die Verwirklichung des „eingepflanzten Wortes“ (22). Gattungsgeschichtlich wird der Brief als „paränetische Didache“ bezeichnet (24). Sprachlich stellt er eine „großartige Synthese von griechischer und semitischer Sprachwelt dar“, die kein Übersetzungs-Griechisch ist, sondern als „gegenseitige Akklimatisierung“ bezeichnet werden kann (27). Die Stellung des Briefes im Kanon sieht Mussner nach Darlegung der Kritik Luthers und formgeschichtlicher Erwägungen darin be-